

HUNDEMÖRDER

Nachdem er meinen Hund umgebracht hat, fragt der Typ meine Mutter, ob sie am Abend mit ihm Sushi essen geht.

»Ich weiß ja gar nichts über Sie«, sagt sie. »Außerdem haben Sie gerade ein Tier getötet. Geht man an so einem Tag in ein Restaurant?« Sie verschränkt die Arme vor der Brust. »Um rohen Fisch zu essen?«

Der Doc lässt sich nicht aus der Ruhe bringen.

»Ich töte viele Tiere«, sagt er mit einer Stimme, die so tief ist, dass ich seine Worte wie Bassschläge im Magen spüre. »Das ist mein Beruf.« Mit geübten Bewegungen räumt er seine Instrumente weg. »Wenn es danach ginge, könnte ich ja nie wieder etwas essen.«

Meine Mutter betrachtet seine Hände – daran sehe ich, dass sie interessiert ist. Gesichter sind ihr nicht so wichtig, aber die Hände ihrer Männer müssen sauber sein – und groß. In die Pranken des Docs passt der ganze Kopf meines toten Hundes.

»Außerdem habe ich dem Hund einen Gefallen getan«, sagt er jetzt.

Meine Mutter berührt mit der Hand ihr Haar – sie ist *sehr* interessiert. Vielleicht noch mehr, weil er Arzt ist, wenn auch nur einer für Tiere.

Einen Arzt hatten wir noch nicht. Meist sind es Handwer-

ker oder auch mal welche im Anzug, die irgendwas verkaufen.

Thomas König, Tierarzt steht auf einem Metallschild an der Eingangstür.

Thomas König, Hundemörder, denke ich.

Ich hasse beide dafür, dass sie über Sushi reden, während mein Hund, der gerade noch ein richtiger Hund war, jetzt groß und tot auf dem kalten Metalltisch liegt und seine Hundeseele wie ein aufgescheuchter Vogel durchs Zimmer fliegt und einen Ausgang sucht.

Er hatte Krebs. Wie ein Mensch.

Als wir heute hierherkamen, wusste ich trotzdem nicht, dass er nicht mehr nach Hause zurückkommen würde. Aber der Doc hat mir keine Wahl gelassen: »Bist du einverstanden, wenn ich ihn jetzt erlöse?«

Mir war natürlich klar, dass es darauf nur eine Antwort gibt. Aber dann ging alles so schnell und ich wusste nicht, wie ich mich verabschieden sollte. Wie verabschiedet man einen Hund in den Tod? Als er seufzend in sich zusammengesackt ist, kapitulierend wie nach einer langen Schlacht, hatte ich das Gefühl, auf ganz miese Art reingelegt worden zu sein.

Vorsichtig lege ich meine Hand auf seinen Bauch und mache die Augen zu. Er hieß Ozzy, nach Ozzy Osbourne, dem durchgeknallten Metal-Freak, der angeblich gerne mal irgendwelchen Fledermäusen die Köpfe abbeißt.

Mein Vater stand auf seine Musik, und er fand, dass der Hund dem Typen ähnlich sah. Was irgendwie auch stimmt – er hatte schwarzes zotteliges Fell, und in seinem Blick lag immer eine Spur seliger Dummheit.

Er hat ihn mir geschenkt, kurz bevor er weg ist damals. Da

war ich zehn. Er hatte Ozzy aus dem Tierheim geholt. Keiner wusste, wo er herkam oder wie alt er war.

»Er hat eine schwarze Seele«, hat mein Vater gesagt, »aber er wird dich lieben. Hunde können gar nicht anders.«

Und dann ist er in seinen Schrotthaufen von Auto gestiegen und ist weg, auf Nimmerwiedersehen. Wir haben nie wieder was von ihm gehört. Aber wenigstens war Ozzy noch da, stinkend und hungrig und schwarz. Er war der hässlichste Hund der Welt, aber er war *mein* Hund und jetzt ist er tot und für eine Sekunde denke ich, dass ich es auch gerne wäre.

Meine Mutter hat ihn gehasst – aus denselben Gründen, aus denen ich ihn geliebt habe. Weil er das Einzige war, das von meinem Vater bei uns geblieben ist. Ich glaube, dass sie froh ist, dass er tot ist.

»Kann ich ihn mit nach Hause nehmen?«, frage ich in den Raum hinein, aber meine Mutter und der blöde Doc hören mich gar nicht, also mache ich einfach die Augen zu und atme den beißenden Geruch nach desinfiziertem Tod ein und wieder aus, bis sich das Innere meines Kopfes steril und kalt anfühlt.

»Also?«, fragt der Doc meine Mutter, als ich fast vergessen habe, dass die beiden noch im Raum sind, »Sushi?«

Ich weiß, dass meine Mutter Sushi absolut ekelhaft findet, und ich weiß, dass sie Ja sagen wird. Am Ende sagt sie immer Ja, wenn ein Mann mit ihr essen will, große Hände oder kleine. Und es ist immer die falsche Entscheidung.

Meine Hand beginnt an Ozzys Fell zu schwitzen, aber ich lasse sie auf seinem Bauch liegen und fühle seine Atemzüge. Ganz langsam atmet er ein und aus. Ich bin sicher, dass er die Augen jeden Moment wieder öffnen und mir das Gesicht

ablecken wird. Ich weiß, dass ich mir das alles nur einbilde, aber ich fühle es trotzdem.

»Na gut, Sushi«, sagt meine Mutter zum Doc, der sich gerade in einer eleganten Bewegung von seinem Kittel befreit wie ein Zauberkünstler von seinem Umhang, und sie sagt es so, als würde sie ihm einen Gefallen tun.

»Aber bitte nicht so ein billiges Zeug, sondern was Anständiges.«

Der Doc lacht auf und ich weiß, dass er der neue Mann sein wird, und am liebsten würde ich ihm genau so eine Spritze verpassen wie die, die er eben in meinen kranken Hund hineingejagt hat, und ihm dabei zusehen, wie er auf dem kalten Metalltisch krepirt.

Wenn ich das nicht tue, wird Folgendes passieren: Der Herr Doktor wird am nächsten Morgen in unserer Küche sitzen, und ich werde Glück haben, wenn er eine Unterhose trägt. Er wird von *Herr König zu Thomas* werden, auch wenn ich ihn nicht so nennen werde. Er wird versuchen, mit mir über Fußball und Mädchen zu reden. Ich werde ihm nicht antworten, und meine Mutter wird mir später sagen, dass ich mit meiner Verschlossenheit die Männer vertreibe. Er wird immer öfter in der Küche sitzen und auf dem Klo und auf dem Sofa, er wird sonntags da sein und an Weihnachten, und wir werden in die Berge fahren und er wird mit meiner Mutter über Bücher reden, obwohl sie am liebsten am Strand liegen und ihre Zeitschriften lesen würde. Nach ein paar Wochen wird er aufhören, sie anzusehen, sie erst versetzen und dann betrügen, und sie wird mir erzählen, dass sie ihn töten wird, nachdem sie ihn gequält hat, nachdem sie ihm gezeigt hat, dass man sie so nicht behandelt, sie wird mir erzählen, dass

er aus dem Mund riecht und einen hässlichen Schwanz hat, dass seine Hände doch nicht so groß und sauber sind, wie er immer tut, dass sie grob sind und fleischig und sie an den falschen Stellen anfassen. Sie wird nicht mehr zur Arbeit gehen und stattdessen in der Küche sitzen und mir das alles erzählen, und neben ihr wird ihr Handy liegen, das sie immer wieder kontrolliert, damit sie es nicht verpasst, wenn er anruft. Und eines Tages wird er weg sein, er wird weiterziehen wie ein Gewitter, nur dass der Himmel über meiner Mutter danach nicht blau sein wird, sondern tiefschwarz.

»Du kannst deinen Hund mitnehmen, Daniel«, sagt der Doc jetzt zu mir, und ich bin überrascht, dass er sich meinen Namen gemerkt hat. Aber bevor ich etwas sagen kann, wendet er sich wieder an meine Mutter: »Dann doch gleich heute Abend«, und ich bin mir absolut sicher, dass Ozzy in genau diesem Moment seinen wirklich letzten Atemzug tut.

Während meine Mutter dem Doc mit ungeduldiger Stimme Anweisungen gibt, wann und wo er sie abzuholen hat, nehme ich den Autoschlüssel aus ihrer Handtasche, wickle den toten Ozzy in seine Decke und hebe ihn hoch. Tot ist er viel schwerer als lebendig, er riecht nach Scheiße und nach dem Ende der Welt, und ein beißender Schmerz drückt sich von hinten gegen meine Augen. Als ich sein Gewicht auf meinen Armen fühle, muss ich an meinen Vater denken, und ich frage mich, ob er vielleicht auch längst tot ist. Meine Mutter denkt ja, dass er irgendwo in L.A. in einem riesigen Haus wohnt, in das von jeder Seite die Sonne scheint, und fünf Frauen hat, die den ganzen Tag für ihn kochen und mit ihm schlafen. Aber in meiner Vorstellung ist er immer allein.

Mit schweren Beinen gehe ich zur Tür. Der lange Praxis-

flur ist ein endloses Sumpfgebiet. Am Ausgang hält mir die Sprechstundenhilfe wortlos die Tür auf.

Vor der Tür steht ein Sportwagen, ein Lotus, schief eingeparkt, er glänzt in metallischem Grün. Mindestens fünfzigtausend muss man für so eine Karre hinlegen, schätze ich, wahrscheinlich mehr. An der Heckscheibe klebt ein Schild: *Tierarzt im Dienst*. Offensichtlich bringt es ganz schön was ein, Hunde zu killen und Katzen die Eier abzuschneiden. Ich schleiche über den Parkplatz zu unserem Auto, lege Ozzy auf den Rücksitz und setze mich auf den Beifahrersitz. Mein Vater sollte doch eigentlich wissen, dass er tot ist, denke ich. Dass seine schwarze Seele jetzt ohne Körper durchs Universum fliegen wird.

Der Lotus steht da drüben feist und glänzend in der Sonne, ich kann nicht aufhören, ihn anzustarren.

Ich fühle den toten Ozzy hinter mir.

Und dann merke ich, dass es wieder losgeht.

Es ist nicht so, dass ich diese Sachen tun *will*. Aber da passiert was mit meinem Körper. Meine Mutter nennt es meine »Anfälle« – aber das hört sich irgendwie nach Asthma an. Manchmal kommt es ganz plötzlich, manchmal beginnt es langsam. Zuerst wird meine Brust ganz eng, so eng, dass ich denke, ich bekomme keine Luft mehr. Als würde mich eine riesige Welle unter Wasser drücken. Und dann öffnet jemand irgendwo in meinem Körper ein Ventil, und aus dem strömt ein Gas aus, ein giftiges, heißes Gas, und das verteilt sich nach und nach ganz still und leise in meinen Armen und Beinen und sammelt sich in meinem Bauch. Es ist so unfassbar heiß, dass ich denke, dass es mich von innen verbrennt. Und wenn jemand dann etwas Falsches sagt – oder eben genau

das Richtige – oder auch einfach so, dann ist es, als würde ein Funke zünden, und direkt unter meiner Schädeldecke gibt es eine strahlend helle und völlig geräuschlose Explosion. Alles wird ganz still und ganz hell, der Himmel ist so weiß, dass er mich blendet, und mein Kopf wird so groß und weit, dass die ganze Welt hineinpasst. Und ich bin plötzlich weg, mich, Daniel, gibt es nicht mehr, ich bin gar nicht mehr in mir drin. Ich möchte am liebsten schreien, aber ich habe keine Stimme, und von ganz weit weg sehe ich mir zu, wie ich Sachen mache, die ich gar nicht machen will. Und erst wenn ich zuschlage, wenn ich fühle, wie meine Faust auf etwas Hartes trifft, oder wenn ich höre, wie etwas zerspringt, wie etwas kaputtgeht – dann kann ich aufhören. Dann ist es vorbei.

»Weißt du eigentlich, dass man dafür in den Knast kommen kann?«, hat meine Mutter mich gefragt, als ich mit dem Zigarettenautomaten an unserer Straßenecke fertig war. Unsere Nachbarin hatte mich verpiffen. Ich kann mich nicht mehr wirklich daran erinnern – das ist auch so eine Sache, hinterher weiß ich oft nur noch Bruchteile von dem, was passiert ist –, aber ich weiß noch, dass ich ihre Stimme hinter mir gehört habe und trotzdem nicht aufhören konnte, auf das Ding einzudreschen. Weil sich nichts auf der Welt richtiger anfühlte als meine Faust, die immer und immer wieder auf das Metall trifft.

Manchmal bin ich währenddessen auch ganz ruhig. So wie jetzt. Von weit oben sehe ich mir zu, wie ich den Schlüssel aus der Tasche hole und langsam wieder aussteige. Wie ich zu dem Lotus übergehe. Den Schlüssel fest in die Hand nehme. Wie ich erst mit leichtem, dann mit immer festerem Druck eine schöne gleichmäßige Linie über den strahlenden

Lack ziehe. Das schrille, schneidende Geräusch füllt meinen Kopf ganz aus. Meine Fingerspitzen fühlen sich an, als würde ich sie in heißes Wachs tauchen.

Mein Hund ist tot und ich bin allein, und ich kratze einmal um den ganzen Wagen herum und dann noch mal und ich fühle gar nichts dabei.

BYE-BYE, OZZY

Wenn man Lust hat auf Pfannkuchen, die in Fett schwimmen, mit einem riesigen Schuss Amaretto und Bergen von Sahne drauf, oder wenn man mit links Federball spielen will, damit es schwieriger ist, dann ist meine Mutter genau die Richtige. Wenn man einen Hund begraben will, ist sie es nicht. Sie steht rauchend daneben, während ich grabe. Ich merke, dass sie lieber wieder ins Haus gehen würde.

»Vielleicht solltest du auch Tierarzt werden«, sagt sie, tänzelt auf Zehenspitzen im Kreis herum und schlingt die Arme um ihren Körper, um sich zu wärmen. Sie hat keinen Mantel angezogen, sondern nur ihre Strickjacke übergeworfen, so als wäre einen Hund zu beerdigen etwas, das man mal eben erledigt, so wie eine Flasche Bier aus dem Keller zu holen.

»Du magst doch Tiere«, fügt sie hinzu. »Und sie sterben ja nicht alle. Jedenfalls müsstest du sie nicht alle –«

»Vergiss es, okay?« Ich schneide ihr das Wort ab und grabe weiter, grabe das Loch, in das ich den toten Ozzy legen werde, der in seiner Wolldecke am Rand des Rasens wartet und nicht weiß, worauf. Es ist kalt geworden im Laufe des Tages, der Boden ist steinhart. Ich muss die Schaufel mit voller Kraft in die Erde stoßen, um ein anständiges Loch zustande zu kriegen. Ich schwitze wie blöde.

Meine Mutter betrachtet – zum ersten Mal – den verpackten Ozzy. »Irgendwann verlassen sie einen eben, Danny«, seufzt sie dramatisch, zieht an ihrer Zigarette und tritt sie auf dem Boden aus. »Aber weißt du, wenigstens kannst du jetzt morgens länger schlafen.«

Ich werfe ihr einen finsternen Blick zu, und sie versucht, ihn wegzulachen. Für einen Moment würde ich ihr am liebsten mit der Schaufel ins Gesicht schlagen, aber ich grabe einfach weiter, bis das Loch tief genug ist, um Ozzy darin zu versenken, und ich stelle mir dabei vor, es würde jemand anders tun, weil ich es sonst nicht schaffe.

Meine Mutter hüpfte auf und ab, um sich zu wärmen, und guckt immer wieder auf die Uhr. Der blöde Tierarzt kommt um acht.

»Geh doch einfach schon rein!«, sage ich schließlich zu ihr, und das lässt sie sich nicht zweimal sagen. Sie geht ins Haus. Ich bin froh, als sie endlich weg ist.

Als das Loch fertig ist, ist es schon dunkel. Mit steifen Armen hebe ich den toten Ozzy hoch. Ich denke an meinen Vater, damals, wie er dastand, Ozzy auf dem Arm, ein Grinsen im Gesicht. Ich will Ozzy nicht hineinlegen in dieses Loch, er wiegt achttausend Kilo, es tut mir in den Armen weh und auch sonst überall, und ich wünsche mir plötzlich so sehr, dass mein Vater da ist, dass Ozzy noch schwerer wird davon, und als ich es endlich geschafft habe, ihn abzulegen, und hochsehe, steht mein Vater auf dem Rasen. Es ist nämlich so: Wenn ich mir meinen Vater mit aller Kraft vorstelle, wenn ich so richtig intensiv an ihn denke, ist er plötzlich da. Ich kann ihn vor mir sehen, als wäre er real. Ich bin nicht irre oder so, ich weiß, dass er das nicht wirklich ist, aber irgendwie ist er

es doch. Er sieht immer gleich aus: Dreitagebart, Fusselhaare, er ist meistens in so einer chilligen Stimmung, als hätte er alle Zeit der Welt, und in seiner Hand hat er immer ein Glas mit einer gelbbraunen Flüssigkeit – Whisky, sein Lieblingsgetränk. Manchmal spricht er mit mir, manchmal nicht.

Jetzt steht er einfach da, in Jeans und T-Shirt, aber er scheint nicht zu frieren. Er hebt sein Glas in Ozzys Richtung und prostet ihm zu. Ich warte darauf, dass er mich ansieht und etwas zu mir sagt, aber da ist er schon wieder weg. Ich kann zwar machen, dass er auftaucht, aber er entscheidet, wie lange er bleibt.

Die Erde in das Grab reinzuschaufeln ist der schwierigste Teil. Ich denke, dass Ozzy darunter keine Luft kriegt. Ich muss mich zwingen, weiterzumachen, bis sein Körper vollständig bedeckt ist. Als ich fertig bin, horche ich noch eine ganze Weile, ob er winselt oder bellt. Erst als ich absolut sicher bin, dass ich nichts höre, gehe ich ins Haus.

DODGE CITY

Der Doc klingelt um Punkt acht.

»Mach mal auf«, befiehlt mir meine Mutter, die gerade in den Flur gekommen ist und noch mal zurück Richtung Bad rennt. Sie ist so doll geschminkt, dass ich nicht sicher bin, ob der Doc sie wiedererkennen wird. Sie sieht meinen Blick. »Davon verstehst du nichts«, sagt sie und knallt die Badezimmertür zu.

Ich lasse den Doc noch mal klingeln, bevor ich ganz langsam die Tür aufmache und ihn fragend angucke, so als würde ich mich nicht an ihn erinnern. Normalerweise sind die Männer, die meine Mutter abholen, angezogen wie Nachrichtensprecher. Der Doc sieht aus, als wollte er mal kurz Zigaretten holen – er trägt Jeans und Turnschuhe. Nicht mal Blumen hat er dabei. Ohne seinen weißen Kittel sieht er weniger wie ein kaltblütiger Mörder aus, aber besser gefällt er mir trotzdem nicht. Hinter ihm sehe ich den Lotus an der Straße stehen und muss grinsen.

»Daniel, hey«, sagt er zu mir.

»Sie ist noch nicht fertig«, sage ich. Ich habe keine Lust, ihn reinzubitten.

»Kein Problem.« Er ist cool. Steht einfach da und sieht mich an. Ich gucke zurück. Wir stehen uns gegenüber wie zwei be-

scheuerte Cowboys in einem Billigwestern. Dodge City lässt grüßen. Mal sehen, wer zuerst zieht. Seine Augen sind dunkel, fast schwarz. Genau wie meine Mutter es mag. Schließlich wendet er sich ab und betrachtet unseren Vorgarten.

»Schickes Auto«, sage ich in seinen Rücken hinein.

Er zuckt die Achseln. »Ja,«, sagt er, »wahrscheinlich.«

Er sieht auf die Uhr.

»Sie ist immer zu spät«, sage ich. »Manchmal vergisst sie Verabredungen auch einfach.«

Er dreht sich wieder zu mir um und grinst. »Verstehe.«

Dann kommt er ziemlich nah an mich heran. »Ich mag es, wenn's nicht so einfach ist«, sagt er, und blöderweise weiß ich darauf keine Antwort. Zum Glück kommt meine Mutter endlich durch den Flur gelaufen. Sie kaut auf ihrer Unterlippe – sie ist nervös.

»Ich weiß gar nicht, ob mir überhaupt nach Sushi ist«, sagt sie zum Doc und bleibt vor ihm stehen. »Keine Blumen?«

Er nimmt ihre Hand und zieht sie hinter sich her die Stufen zum Vorgarten herunter. Sie vergisst, sich von mir zu verabschieden. Als die Tür ins Schloss gefallen ist, ist es im Flur eiskalt. Ich gehe in die Küche und sehe den beiden durchs Fenster zu, wie sie zum Auto gehen. Ich kann mir genau vorstellen, wie meine Mutter ihn mustert, wenn sie ihm im Restaurant gegenüber sitzt, wie sie ihn abscaant mit ihren großen Augen, wie sie ihn später abtasten wird und ihn darauf überprüft, ob er ihr standhält, so wie man auf einem frisch zugefrorenen See das Eis prüft. Sie wird es sowieso betreten, egal, wie dünn es ist, das tut sie immer. Und wie so oft weiß ich nicht, ob ich sie dafür hassen oder bemitleiden soll.

Ich texte Edgar an, ob er zu Hause ist, aber er schickt

mir nur ein Bild von irgendwelchen verkrüppelten Bäumen, also ist er wieder irgendwo im Nirgendwo und zeichnet. Er rennt ständig irgendwo rum und malt, am liebsten totes Zeug, Bäume, Insekten – auf die steht er total –, aber auch Müll, kaputte Sachen, alles Mögliche. Und Menschen, gerne auch tot oder verstümmelt, in irgendwelchen Seen aus Hirnmasse schwimmend oder so. Edgar malt manchmal ziemlich kras- ses Zeug. Die Navarro, unsere Kunstlehrerin, meint, dass Ed- gar wahnsinniges Talent hat und was draus machen kann. Sie sagt, er sei ein »Feingeist«. Sie hat seine blutigen Sachen noch nicht gesehen. Aber kann schon sein. Edgar ist ein Künstler.

Ich könnte auch gerne irgendwas richtig gut. Nicht Eng- lisch oder Bio oder so. Etwas, das was ausmacht. Wenn Ed- gar einen Baum malt, dann guckt man da drauf und kann den Wind darin rauschen hören. Wenn *ich* einen Baum male, sieht das aus wie eine Wurst mit Blättern.

Edgar ist mein bester Freund. Mein einziger, um ehrlich zu sein. An Edgar ist nichts so, wie es gehört. Seine Haare haben keine Frisur, seine Klamotten keinen Style. Mit seiner krassen Brille, den dürren Beinen und dem Gesicht, in dem irgendwie nichts so richtig da ist, wo man es erwartet, sieht er schräg aus. Eigentlich muss man sich immer wundern, wenn man ihn anguckt. Das mag ich.

Manchmal sehe ich ihm zu, wie er malt. Manchmal hört er mir zu, wie ich mich über meine Mutter auskotze und über ihre Männer. Manchmal quatschen wir über jeden Furz, den wir lassen, und manchmal reden wir gar nicht.

Ich nehme einen Hammer und Nägel und gehe in den Gar- ten, suche zwei halbwegs gerade Äste, hämmere sie zu einer Art Kreuz zusammen und stecke es in die Erde, mache dann

ein Foto von Ozzys Grab und schicke es Edgar. Etwas später kommt eins zurück. Eine Zeichnung. Ozzy liegt in einem Liegestuhl unter einem Baum. Aus den Zweigen fallen Hundekuchen und Knochen und Würste auf ihn herunter, er fängt gerade eine mit der Schnauze auf. Fette nackte Engel schwirren um ihn herum und wedeln ihm Luft zu. Er hat eine Sonnenbrille auf und ein irres Grinsen im Gesicht. Ich muss lachen. Und dann heulen.

DEATH = TOD

»Wo willst du denn hin?«

Die Haare meiner Mutter stehen zu allen Seiten ab. Sie lehnt am Türrahmen zur Küche und nippt an ihrem Kaffee. Ihr Nachthemd ist zu kurz.

Ich wollte gerade mit Ozzy raus und habe mich an der Küche vorbeigeschlichen, um meiner Mutter und dem Doc nicht *Guten Morgen* sagen zu müssen. Natürlich hat sie ihn gestern Abend mit nach Hause gebracht. Ich habe sie durch den Flur poltern und lachen hören. Das ist auch so eine Sache. Auch wenn sie gerade noch am Boden war – wenn ein Neuer auftaucht: von null auf hundert.

Ich habe es bis an die Haustür geschafft, aber meine Mutter hat wohl gehört, wie ich Ozzy gerufen habe. Jetzt sehe ich auf die Hundeleine in meiner Hand und es fällt mir ein wie eine vergessene Englisch-Vokabel. Death – Tod. Ozzy ist tot.

»Nirgendwohin«, sage ich und halte die Leine hinter meinen Rücken, aber sie hat sie schon gesehen.

»Ach Danny«, sagt sie mit sanfter Stimme und kommt auf mich zu. Ich will noch fliehen, aber da hat sie mich schon an sich gedrückt.

»Es geht ihm jetzt gut«, sagt sie in meinen Nacken, »er hat es geschafft.«

Ich versuche, mich aus ihrem Griff zu befreien, aber sie drückt mich noch fester an sich, so als würde sie etwas aus mir rauspressen wollen, und tatsächlich steigen mir die Tränen in die Augen. Eine Sekunde lang bleibe ich in ihren Armen liegen. Lasse mich ein bisschen tiefer sinken. Dann mache ich mich los.

»Komm erst mal frühstücken«, sagt meine Mutter. Ich drücke den Kloß in meinem Hals weg. Ich will nicht frühstücken. Nicht mit dem Hundemörder.

»Keine Lust«, sage ich, aber meine Mutter hat diesen Blick, nicht sauer, aber enttäuscht, also gebe ich nach und nehme es ihr übel.

In der Küche hat der Doc im Radio gerade offensichtlich seinen Sender gefunden. Er dreht es lauter. Eine Kippe im Mundwinkel, macht er am Mixer rum. Die Küche sieht aus, als wäre hier ein Obstkorb explodiert – der Tisch ist voll mit Fruchtfleisch und Schalen.

Meine Mutter hasst es, wenn es unordentlich ist. Sie würde ausklinken, wenn ich das Chaos gemacht hätte.

»Du musst doch Hunger haben«, sagt sie zu mir.

»Ach ja?«, sage ich. »Muss ich?«

»Daniel, nicht in dem Ton, ja?«

Der Doc nickt mir zu, als wäre es völlig normal, dass er morgens in unserer Küche Obst zermatscht. Er startet den Mixer, der dröhnend gegen The Police und *So Lonely* antritt. Ich mag den Song nicht, aber zumindest steht der Doc auf echte Musik und nicht auf so einen Jazz-Quatsch.

Ich bin froh, dass zumindest er sich richtig angezogen hat, bevor er in die Küche gekommen ist, auch wenn mir sein unrasiertes Gesicht zu persönlich und sein Körper zu groß ist

für diesen Raum. Ich frage mich, ob er merkt, dass er nicht in diese Küche passt. In unser Leben. Sieht nicht so aus. Aber so ist das eben. Sie merken es nie.

Ich setze mich an den Tisch, aber das heißt nicht, dass ich bereit bin für gepflegten Frühstückstank.

Der Doc stellt mir ein Glas mit einer rotbraunen Flüssigkeit hin und mustert mich kurz.

»Trink das«, sagt er, »das hilft gegen alles.«

»Ich bin allergisch«, sage ich.

»Ach ja?«, sagt der Doc, »gegen was? Da sind nur gute Sachen drin.«

»Gegen gute Sachen«, sage ich, will aufstehen und gehen, aber meine Mutter wirft mir diesen Blick zu, eine Warnung, also bleibe ich sitzen. Sie drückt sich von hinten an den Doc, küsst ihn auf den Nacken und schiebt ihm mit einer schnellen Bewegung ihre Zunge ins Ohr. Ich sehe leider zu spät weg.

Sie will mich auf die Stirn küssen, aber ich ducke mich und sie rauscht aus der Küche. »Ich muss mich anziehen!«

Manchmal wünschte ich, dass meine Mutter sich damals vom Acker gemacht hätte und nicht mein Vater.

Der Doc setzt sich mir gegenüber an den Tisch.

»Wie alt bist du?«, fragt er mich. Okay, jetzt kommt das Fußball- und Mädchengespräch. Fällt euch Typen nichts Besseres ein?

»Fünfzehn«, sage ich und zähle innerlich runter. Frag schon.

»Wenn man fünfzehn ist, möchte man manchmal, dass sie tot ist«, sagt der Doc.

»Dass wer tot ist?«

»Die eigene Mutter.«

Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll. Kann der Typ Gedanken lesen?

»Deine Mutter«, sagt er, »die hat es nicht leicht gehabt.«

Was er nicht alles weiß nach einmal Sushi und einmal Sex.

»Meine Mutter hat sich erhängt, da war ich so alt wie du.«

Ich betrachte unsere Tischdecke, auf der Weihnachtsmänner nackte Engel umarmen. Es kommt mir irgendwie inzes-
tuös vor.

»Ich habe immer gedacht, ich wäre froh, wenn sie endlich verschwindet, weißt du?«, redet der Doc weiter. »Ich habe gedacht, dann wäre ich endlich frei.«

»Meine Mutter ist ziemlich lebendig«, sage ich. »Aber mein Hund ist tot.« Ich halte seinem Blick stand.

»Ja«, sagt er schließlich und sieht ins Leere. »Manchmal dauert es ein bisschen, bis man es versteht.«

Er schweigt ein paar Sekunden, dann schiebt er plötzlich das Glas mit dem braunen Gebräu mit einem Ruck zu mir. »Trink. Es hilft.«

Er steht auf und beginnt das Chaos aufzuräumen.

Und ich weiß nicht, warum, aber ich trinke das ganze Glas auf einmal leer. Es hilft.

PRINCESS EVIL

Ich treffe Edgar vor der Schule. Er fragt mich nicht, wie es mir geht, weil Edgar keine Fragen stellt, auf die er die Antwort schon kennt. Er guckt mich nur an und weiß Bescheid und sagt: »Komm mit.« Wir gehen hinter die Turnhalle und er holt einen Flachmann aus seiner Tasche und zwei Schnapsgläser, schenkt ein, hält mir eins hin und prostet mir zu: »Auf den alten Stinker«, und wir trinken auf Ozzy. Damit ist das Thema erledigt.

Die erste Stunde ist Mathe. Mathe ist die treueste Seele, die es gibt. Bei Mathe weiß man immer, woran man ist. Ich mag Dinge, von denen ich weiß, dass sie morgen noch genau so sein werden wie heute. Zahlen sind solche Dinge. Sie sind unbestechlich. Wer sie auch benutzt, sie bleiben immer sie selbst. Man kann mit ihnen Sachen berechnen, die unberechenbar sind. Mein Vater ist zum Beispiel genau seit eintausendsechshundertsiebenunddreißig Tagen weg, morgen seit eintausendsechshundertachtunddreißig. Seit er gegangen ist, gab es dreizehn Männer im Leben meiner Mutter. Im Durchschnitt sind sie zwei Monate und siebzehn Tage geblieben. Ihr Durchschnittsalter war fünfunddreißig. Der Anteil an Schwachsinn, den sie geredet haben, lag bei mindestens neunzig Prozent.

Meine Mutter braucht im Schnitt acht Wochen, um über einen von ihnen wegzukommen.

Frau Köpke liebt Zahlen genauso sehr wie ich. Ich höre ihr gerne zu, wenn sie mit glühenden Wangen über Funktionen und Sinuskurven plaudert. Heute kann ich mich trotzdem nicht konzentrieren, weil ich mich frage, ob Ozzy sich in seinem Grab nicht eigentlich ziemlich alleine fühlt und ob er vielleicht Hunger hat, also sehe ich mir *die Prinzessin* an. Sie hat wie immer diesen Gesichtsausdruck, als hätte sie alles, was da vorne erzählt wird, schon mal gehört. Eigentlich heißt sie Alina. Alina von Wildern. Edgar und ich nennen sie aber nur *Prinzessin*, *Princess Evil* oder auch manchmal einfach *Evil*. Natürlich wegen ihres Namens und weil sie tatsächlich adlig aussieht mit ihrem Puppengesicht und ihren hochgezogenen Augenbrauen. Und weil ihre Eltern das größte Haus in der Gegend haben, eine Art Schloss mit riesigen Säulen und einem Park mit See davor – *Residence Evil*. Und weil bei ihr da, wo andere ihr Herz haben, nur ein großes dunkles Loch ist.

Sie macht anderen gerne klar, dass sie hässlicher sind als sie. Oder ärmer. Oder dümmer. Sie macht es nie direkt. Es sind ihre Blicke, wenn jemand an der Tafel steht. Oder kleine Bemerkungen und Fragen, die ganz harmlos wirken, aber direkt auf die Zwölf gehen. Vor den Sommerferien hat sie Jenny Bluhm gefragt, wo sie Urlaub machen würde. Jennys Vater sitzt im Knast, weil er sich an eine 13-Jährige rangemacht hat oder so, ihre Mutter muss jetzt drei Jobs machen und Jenny und ihre Geschwister alleine durchfüttern. Jeder weiß, dass sie nirgendwohin in den Urlaub fahren. Niemand fragt sie danach. Aber Princess Evil wollte es genau wissen, vor der

ganzen Klasse. Jenny hat versucht, das Thema zu wechseln, aber sie hat weitergebohrt, ob sie wieder nach Malle fliegen würden und so, und ganz scheinheilig gefragt: »Schickt ihr deinem Vater dann eigentlich eine Postkarte?« Jenny hat angefangen zu heulen und ist weggerannt. Sie ist eine Woche nicht mehr in die Schule gekommen.

Princess Evil kann jemandem in die Fresse hauen, ohne einen Finger krumm zu machen. Aber manchmal macht sie es auch anders. Wie bei Enzo zum Beispiel. Enzo hat vor hundert Jahren mal irgendwas bei so 'nem nerdigen Wettbewerb gewonnen, *Jugend forscht*, glaub ich. Es ging um irgendwas Abseitiges, sich selbst reinigende Klamotten oder so was, ziemlicher Quatsch wahrscheinlich, oder vielleicht auch nicht, egal. Jedenfalls ist Enzo nicht gerade der Star der Klasse. Er geht allen auf den Geist, weil er jedem, der nicht rechtzeitig abhaut, einen Vortrag hält über das, was er gerade wieder in *Spektrum der Wissenschaft* gelesen hat. Na ja, Enzo nervt zwar – ist aber harmlos.

Irgendwann war ein Lehrer krank und wir haben in der Klasse auf Vertretung gewartet, alle saßen rum und haben gelabert, und irgendwie hatte Enzo was Neues am Start, es ging um Röntgenstrahlen und wie man mit ihnen das Universum untersucht oder so. Er hat ziemlich laut darüber geredet und dabei extrem mit seinem Stuhl gekipelt. Ich fand das eigentlich gar nicht so unspannend, was er da erzählte, auch wenn ich schon wusste: Das dauert jetzt erst mal zwanzig Stunden. Aber Evil war genervt, sobald Enzo auch nur das erste Wort ausgesprochen hatte, das konnte man ihr ansehen. Sie saß am Tisch neben ihm. Sie hat versucht, was zu lesen, und Enzo hat sie dabei gestört – schwerer Fehler. Sie hat nichts gesagt,